Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 7 (1903-1904)

Heft: 2

Rubrik: Vermischtes : aus "Männer und Helden"

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Weiter kam er nicht mit seiner von einer Flut von Schimpfwörtern begleiteten Rede. Denn bei der Anschuldigung auf den verehrten Lehrer hatte sich Fritz bebend vor Erregung, mit blassen Lippen und erhobener Faust vor seinen Vater hingestellt, die Worte herauswürgend: „Das tut er nicht, du — du . . ."

Da schlug ihn des Vaters knochige Hand zu Boden, daß sein Kopf an der Tischkante auffiel und er blutend und bewußtlos dalag. Es vergingen lange Wochen in Fieberphantasien, in denen sein Vater, gequält von der Angst der Entdeckung, ihn allein pflegte. Er scheute Arzt- und Apothekerkosten; auch sollte es niemand erfahren, wie schwer krank sein Sohn sei, sonst hätte er selbst dafür büßen müssen. Als Fritz, dem sein abgehärtetes, kräftiges Naturell die Krisis überwinden half, sich zum erstenmal von seinem Krankenlager erhob, ward ihm die niederschmetternde Kunde, daß sein geliebter Lehrer, von einer heftigen Lungenentzündung dahingerafft, schon seit vierzehn Tagen in der Erde ruhe.

Nun war alles, alles aus! Ein Gefühl trostloser Niedergeschlagenheit und finsterer Ergebung umspann sein junges Herz und erstickte darin die Widerstandskraft bis auf den letzten Funken. Und mit ihr war sein besseres Ich gestorben; er war ein anderer geworden. Ohne den geringsten Versuch einer Änderung seiner Lage ergab er sich mit einer an Stumpfsinn grenzenden Gleichgültigkeit in sein Los, drehte tagsüber das verhaßte Rad und verrichtete abends die gewohnten Hausgeschäfte, auf Schritt und Tritt verfolgt und angetrieben durch die väterlichen Schmähreden. Seine Kameraden mied er, denn er schämte sich, nichts rechtes werden zu können; ging doch der ärmste von ihnen in eine Lehre, oder erwarb sich schon jetzt seinen Arbeitslohn. Mit keinem Menschen sprach er ein Wort, aber überall murmelte er vor sich hin — Anklagen gegen das Schicksal und gegen Gott, der ihn verlassen, erstickte Drohungen gegen den Vater, aber auch wieder alte Gedichte und Verse aus der schönen Schulzeit. Dann irrte wohl ein Lächeln um die tiefliegenden Augen und er fühlte auf Augenblicke stolz sein ehemaliges Können und Streben, um gleich darauf wieder in die gewohnte Apathie zu versinken. In seinem jungen Herzen war es Winter geworden; all seine geistigen Fähigkeiten, ein noch ungehobener Schatz an Glauben, Hoffen und Lieben schliefen unter dem Leichentuch. Sollte es für ihn nie Frühling werden? (Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Aus „Männer und Helden".

Von Thomas Carlyle.

I. „Heldenverehrung", wenn Ihr wollt, — ja Freunde, vor allen Dingen aber dadurch daß wir selbst heroischen Gemüts sind. Eine ganze Welt voll Helden, nicht eine Welt voll Toren, in welcher kein Heldenkönig regieren kann — das ist es, wonach wir trachten! Wir für unser Teil wollen alle Niedrigkeit und Lügenhaftigkeit von uns abtun; dann können wir hoffen, Edelsinn und Wahrhaftigkeit über uns herrschen zu sehen, eher aber nicht.

II. Der Reichtum der Welt besteht eben in ihren originellen Menschen. Durch diese und deren Werke ist sie eben eine Welt und nicht eine Wüste. Die Erinnerung und Geschichte der Menschen, die sie trug — dies ist die Summe ihrer Kraft, ihr geheiligtes Eigentum für immer, wodurch sie sich aufrecht erhält und, so gut es gehen mag, durch die noch unentdeckte Tiefe der Zeit vorwärts steuert.

III. Ich prophezeie, daß die Welt wieder aufrichtig werden wird, eine Welt, die glaubt, eine Welt voller Heldentum, eine heldenhafte Welt. Dann, erst dann wird sie eine siegreiche Welt sein.

Doch was liegt an der Welt und ihren Siegen? Wir Menschen sprechen zuviel über die Welt. Ein jeder von uns lasse die Welt werden, wie sie will, siegen oder nicht siegen; ist uns nicht ein eigenes Leben anvertraut? Ein Leben; eine kleine Spanne Zeit zwischen zwei Ewigkeiten; wir haben keine zweite Möglichkeit. Wohl uns, wenn wir nicht als Toren und Heuchler, sondern als weise, echte, wahrhaftige Menschen leben. Daß die Welt gerettet wird, rettet uns nicht; wir verderben nicht, geht die Welt verloren. Achten wir auf uns selbst; es ist Verdienst und Pflicht, bei dem Nächstliegenden zu bleiben. Überdies, um die Wahrheit zu sagen, habe sich nie gehört, daß die „Welt" auf andere Weise „gerettet" worden ist. Die Sucht, Welten zu erretten, ist ein Stück des achtzehnten Jahrhunderts in seiner seichten Empfindsamkeit. Gehen wir da nicht zu weit mit! Die Rettung der Welt will ich vertrauensvoll ihrem Schöpfer anheimstellen und mich einigermaßen um meine eigene Rettung bekümmern, wozu ich befugter bin.

IV. Das große Gesetz der Kultur ist nämlich: laßt jeden alles werden, was er fähig ist zu sein; er möge sich, dafern es tunlich ist, zu seiner vollen Größe entfalten, allen Hindernissen widerstehen, alle fremdartigen, besonders alle schädlichen Anhängsel von sich stoßen und sich endlich in seiner eigenen Gestalt und Größe zeigen, mögen diese sein, von welcher Art sie wollen. Es gibt keine Gleichförmigkeit der Vortrefflichkeit, weder in der physischen noch in der geistigen Natur — alle echten Dinge sind, was sie sein sollen. Das Renntier ist gut und schön, ebenso der Elefant.

V. Es ist unsere erste Pflicht, die Furcht zu unterdrücken. Wir müssen frei von ihr sein, sonst können mir nicht handeln. Unsere Taten sind sklavisch, nicht wirklich, sondern lauter Schein; ja, unsere Gedanken sind falsch, wir denken wie Sklaven und Feiglinge, bis wir die Furcht unter unsere Füße gezwungen haben. Wir sollen und müssen tapfer sein, vorwärts schreiten, uns männlich frei machen, — in dem gelassenen Vertrauen, von höheren Mächten berufen und erwählt zu sein, — und uns nicht fürchten. So weit einer die Furcht besiegt, so weit ist er ein Mann.

VI. In dieser Welt ziemt es ja sehr dem tapfern Manne, ungewiß über so vieles wie er ist, seiner selbst gewiß zu sein.

Kein Mensch, der etwas Namhaftes in dieser Welt vollbringen will, darf erwarten, es zu vollbringen, es sei denn unter dieser Bedingung: „Ich will es vollbringen oder sterben". Denn die Welt ist allezeit dem gesunden Verstand jedes individuellen Menschen gegenüber mehr oder weniger ein Tollhaus.*)

Bücherschau.

Das Goms und die Gomser. Von Dr. F. G. Stebler. Zürich 1903. Buchdruckerei Fritz Amberger.

Diese prächtige Monographie aus den Schweizeralpen macht uns in interessanter Weise mit dem Volk im Oberwalliser Bezirk Goms bekannt, indem der Verfasser mit uns

*) Geschichte Friedrichs d. Gr. Einzige autorisierte deutsche Ausgabe; übersetzt v. Neuberg, Berlin, Decker.